

(Nachdruck verboten.)

51 Der Vorzugsschüler.

Von Marie v. Ebner-Eschenbach.

Primus — der Sohn des Schlossers. Pfanner hatte plötzlich einen gallbitteren Geschmack im Munde, und das Essen widerstand ihm. Sein Georg war nur in der ersten Klasse Primus gewesen, in der zweiten zweiter Vorzugsschüler, und nun in der dritten konnte ers allem Anschein nach gar nur zum Vierten, dem letzten Vorzugsschüler, bringen. Er hatte ein „Genügend“ gehabt in Griechisch und ein „Befriedigend“ in Geometrie. Wohin kam er, wenn er es von nun an nicht zu lauter Vorzugsklassen brachte? Wohin überhaupt, wenn er in seinen Leistungen von Jahr zu Jahr zurückblieb? Pfanner sah alles schon verloren, alle Mühe umsonst angewendet, alle Opfer umsonst gebracht. Der Sohn würde am Ende auch nichts anderes werden als der Vater, ein armjeliger, kleiner Beamter. Dieser Sohn, dem alle Hilfsmittel geboten waren, der nur die Hand nach ihnen auszustrecken brauchte. Aber es ging ihm zu gut, der Gaser stach ihn, und er überließ sich seinem Leichtsinne und seiner Faulheit. Von Erbitterung erfüllt, mit dem Vorsatz, die Zügel schärfer anzuziehen, war Pfanner nach Hause gekommen. Da fand er seine Frau mühsig im Zimmer sitzend und dem Vogelgesang lauschen, den sein großer Bub, im Alkoven versteckt, nachahmte.

„Schämst Dich nicht?“ fuhr er ihn an, als Georg auf seinen Befehl hervortrat. „Gast Ehr im Leib oder keine? Was tragt da in der Hand? Aufmachen die Hand!“

Der Knabe gehorchte. Der Gedanke, eine Entschuldigung vorzubringen, kam ihm gar nicht. Pfanner erfuhr alles, und sein Unwillen, seine Entrüstung kannten keine Grenzen. Dieser Bub! Wirklich ein ungeratener Sohn. Spielt da, der bald Bierzehnjährige, mit einer Lodenseife, oder was das ist. Spielt bei Tag und Nacht, ja, ja — er besann sich jetzt — hat noch die Eltern zum Narren gehalten. Wenn er abends lernen soll, fallen ihm die Augen zu, spielen kann er bis in die Nacht. „Aber wart nur . . . Her mit dem Quark!“

Ein fruchtloser Widerstand des Schwächeren, ein rascher Sieg des Stärkeren, ein Armschwung . . . Das Fenster stand offen — die Nachtigall flog hinaus.

Frau Agnes zuckte zusammen. Georg stand mit weit aufgerissenen Augen:

„Vater, meine einzige Freude!“ schrie er auf, und galt es es nun, was es mochte, die härtesten Worte, die grausamsten Schläge, er mußte weinen um seine „einzige Freude“, weinen, schluchzen, sich auf den Boden werfen und sich winden in Trostlosigkeit und Verzweiflung. Daß der Vater tobte und schrie, hörte er nicht, daß der Vater einen Knoten ins Taschentuch flocht, sah er nicht, daß Gieb auf Gieb auf ihn niedersaupte, fühlte er nicht. Er wußte und fühlte nur, daß er ein armes Kind war, dem immer das weggenommen wurde, woran sein Herz ihm hing.

„Aufstehen! Still! Augenblicklich still!“ wettelte Pfanner und hatte nicht das geringste Mitleid mit dem Kinde, das sich endlich vom Boden erhob und heftige Anstrengungen machte, sein Schluchzen zu unterdrücken. Vielmehr forderte sein Born noch ein Haupt, sich darüber zu ergießen. Wer trug Schuld an dem frevelhaften Leichtsinne des Bubens, wer unterstützte ihn noch darin? Die Mutter, die verbrecherisch schwache, törichte Mutter! Wenn aus dem Buben nichts wird, wenn er heranwächst zu einer Last und sogar Schande der Eltern — Müßiggang ist aller Laster Anfang — wenn er elend untergeht, fällt die Verantwortung dafür auf ihr Gewissen, und sie wird einst zur Rechenschaft gezogen werden.

Pfanner verstand es, seine Umgebung stumm zu machen. Es kam kein Laut über die Lippen seiner Frau. Bis zu einem gewissen Grade hatte sie sich im Laufe ihrer Ehe an sein maßloses Uebertreiben gewöhnt, und jetzt freute sie sich gar, daß seine Vorwürfe sie trafen. So diente sie ihrem Jungen eine Zeitlang wenigstens als Schild.

Der Mann schrie und tobte, und dabei zog er den Rock und die Weste aus und legte sie sorgfältig auf einen Sessel. Sogar in der Wut gegen seine nächsten Menschen verfuhr er

schonend mit seinen Sachen. Nun entstand eine Pause, aber nur als Vorbereitung zu einem neuen Schreie, zu der Frage:

„Sind die Aufgaben gemacht?“

„Ich werd sie morgen machen,“ erwiderte Georg bang und zögernd. „Morgen ist Sonntag . . .“

„Sa so. Bring die Aufgaben!“ Pfanner sah sie durch. „Eine Fabel aus Deutsch in Latein übersetzen. Griechische Grammatik zu lernen: Unregelmäßigkeit der Declination. Geometrie: Drei Aufgaben. Geschichte: Wiederholung, von den Kreuzzügen bis zu Rudolf von Habsburg. Und von alledem nichts gemacht? Nichts? Das alles soll morgen bewältigt werden?“ Er dekretierte: „Geschichte heute noch wiederholen, aufmerksam durchlesen. Wenn man am Abend etwas aufmerksam durchliest, weiß man es am nächsten Morgen wörtlich.“

„Es sind sechsundzwanzig Seiten,“ wagte Georg einzuwenden.

„Zweiundzwanzig, vier Seiten nehmen die Illustrationen ein.“ Er legte das Buch vor ihn hin: „Setz Dich, lern!“

Der Knabe tat, wie ihm geheißen worden. Gut also, gut, so setzt er sich denn hin und lernt. Daß er müd und schläfrig ist, was liegt daran, ihm ist alles recht, er lernt. Wenn er sich nur zu Tode lernen könnte, das wäre ihm das allerliebste. Wenn er tot wäre, hätte er Ruhe, und seine Mutter hätte Ruhe, brauchte sich feinewegen nicht beschimpfen lassen. So begann er denn zu lesen: „Schon in den ersten Jahrhunderten trieben Andacht und Glaubensinnigkeit die Christen zu den heiligen Stätten . . .“

An schönen Sonntagnachmittagen unternahm Pfanner regelmäßig einen Spaziergang, und Georg durfte ihn begleiten. Ein Vergnügen, auf das die Mutter längst freiwillig verzichtet hatte, und von dem das Kind trauriger heimkehrte, als es ausgewandert war. Mit dem Vater spazieren gehen bedeutete, an jeder Unterhaltung, jedem Genuß vorübergehen. Dort drüben, im lustigen Prater, wurde nach der Scheibe geschossen, im Lustschiff, im mechanischen Ringelspiel gefahren, da gab's Theateraufführungen, Wachsfigurenkabinett, eine Damenkapelle, Zigeunermusik. Und ein Aquarium und ein Panorama und so vieles schöne noch, von dem Georgs Mitschüler zu erzählen wußten. Wenn er eine Anspielung wagte, eine Frage stellte: „Warst Du schon einmal im Wurstelprater? Hast Du schon einmal die Zigeuner spielen gehört?“, antwortete der Vater voll Verachtung: „Was man im Wurstelprater zu sehen und zu hören bekäme, sei nur elendes Zeug, an dem nur ungebildete und rohe Menschen sich zu ergötzen vermöchten. Im Vogen wich er allem aus, was seine eigene Neugier hätte reizen können oder gar ihn selbst in Versuchung bringen, sich einen guten Tag zu machen. Einmal in einem Jahr, nein — einmal in vielen Jahren. Er wollte nicht! Wollte nicht ein paar Gulden unnötig ausgeben, die ins Sparfassenbuch des Kindes gelegt werden könnten.“

Als sie nach Hause kamen, erwartete sie ein gutes, kräftiges Abendessen.

„Weil heute Sonntag ist,“ entschuldigte sich Agnes, da Pfanner ihr neuerdings Verschwendung vorwarf.

Es war ein Verdacht in ihm rege geworden, den er nicht aussprach, der ihn aber quälte, und der entweder getilgt oder gerechtfertigt werden mußte. Kürzlich hatte er sich um Lebensmittelpreise erkundigt, hatte gerechnet und herausgebracht, daß die Ausgaben, die sich seine Frau fortgesetzt erlaubte, unmöglich mit dem ihr zur Verfügung gestellten Küchengelde bestritten werden konnten. Erarbeitete wollte sie den Ueberschuß haben? Lächerlich! Er, der Sohn einer armen Näherin, wußte, was seine Mutter verdient hatte mit täglich zwölfstündiger emsiger Arbeit. Ihm ins Gesicht sollte seine Frau, die ihren Haushalt ohne jegliche Unterstützung bestellte, nicht behaupten, daß sie imstande sei, sich eine regelmäßige Einnahme zu verschaffen. Womit also bestritt sie die Mehrauslagen? Pfanner begnügte sich nicht lange mit den ausweichenden Antworten, die sie ihm gab. Eines Tages stellte er ein scharfes Verhör an, und sie, in die Enge getrieben, angeekelt von der erniedrigenden Pein, immer neue Ausflüchte erfinden zu sollen — gestand.

Ja denn, ja, sie verkaufte, sie verlehnte, sie gab ihr Letztes her, damit das Kind, das in fortwährender geistiger Anspannung lebte, ordentlich ernährt werde, in den Jahren der Entwicklung und des stärksten Wachstums.

Wanner zürnte, höhnte. Was hatte denn er gehabt in diesen selben Jahren? Wer hatte denn gefragt, wie er sich nährte? Georg wuchs auf wie ein Hofratssohn im Vergleich zu ihm. Er, zu vierzehn Jahren, hatte sich sein Brot selbst verdienen müssen, sein Brot im Sinne des Wortes! Und nicht etwa ein frisch gebackenes. Die Entbehrungen hatten ihm sehr gut angefallen, er war immer gesund geblieben. Warum sollte ihn Dub anders geartet sein als er, und wie ein Weichling behandelt werden, den man aufpäppeln muß?

Agnes beharrte zum ersten Male während ihrer langen Ehe im Widerstand gegen den Mann. Der Augenblick, den sie so sehr gefürchtet hatte, war gekommen und fand sie stärker, als sie geglaubt hatte, sein zu können. Ruhig ließ sie die Anklagen Wanners über sich ergehen, und indes er ihr vorwarf, ihn hintergangen zu haben, grübelte sie nach über eine Möglichkeit, ihn noch weiter zu hintergehen. Es mußte sein um des Kindes willen.

So widerstandsfähig wie sein Vater gewesen, war eben der blasse, hochaufgeschossene Junge nicht, der jetzt mit einem: „Guten Abend, Vater und Mutter!“ eintrat und schweratmend an der Tür stehen blieb, als ob die gewitterschwüle Atmosphäre, die im Zimmer herrschte, ihm auf die Brust gefallen wäre.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die Ziege.

Von Carl Busse.

(Schluß.)

Aber gleich wird er stumpf. Es ist ja Unsinn, was er da phantasiert. Das Gymnasium brennt nicht — er wird nicht lachen, sondern lachen werden die Schüler, werden sich aufstellen, wenn der Gendarm ihn holt. Wohin? Ins Gefängnis? In die Klippenschule?

Nein, nein — den Spaß verdirbt er ihnen! Lieber sterben! Sterben wie Wladimir Sidorow voriges Jahr starb!

Da schwankte der Sarg hoch über allen Häuptern — fast so hoch wie Väterchen damals auf den Schultern der Menge — und das Silber blühte dran — fast wie die silbernen Taler im rötlichen Fackelschein —, und ein Riesenzug wogte hinter dem Sarge her — alle Gymnasiasten, von der Prima bis zur Sexta — alle Lehrer — eine schwarze ungeheure Masse, fast so groß wie die, welche damals ums Haus toste. Und der kleine Sidorow, um den sich sonst niemand gekümmert hatte, war mit einem Male eine Hauptperson, um die sich alles drehte. Nur weil er tot war!

Ein triumphierendes Lächeln glitt über das Gesicht des Schneiderjungen. Höhnisch zuckten seine Lippen.

„Nache! Nache! Nache!“ dachte er. Es berauschte ihn. Und selbstsam mischte sich in das Bild immer das andre, wie sie den Vater geehrt und nach Haus gebracht hatten. Da war die Königscheibe noch — die Königscheibe —

Und im Winkel lag Zuderschnur.

Aber die eiserne Kramme war zu hoch; er langte nicht hinan. Vielleicht, wenn er sich irgendwo 'rauffstellte . . .

Doch es war nichts hier. Nichts? In der Ecke stand ja noch der alte Feuerreimer. Wenn man ihn umdrehte, sich 'rauffstellte — dann ging es vielleicht.

. . . Und alle, alle hinter ihm drein . . . hinter ihm, den sie verhöhnt, verachtet, gemieden hatten . . . alle ihm zu Ehren schwarz! Er lächelte . . . lachte. Mit seinen langen Knochen machte er eine Bewegung, als nehme er wie ein König den ganzen Zug ab. Aber plötzlich schrak er auf. In furchtbarer Angst verzerrte sich sein Gesicht.

Was war das? Wer sprach da?

Sein eigener Atem leuchtete so, daß er nicht hören konnte! Doch jetzt vernahm er es deutlich.

Das war der lange Modlin — das war seine Stimme — er kam ins Haus — zeigte ihn an — jetzt würden sie ihn suchen — ihn abführen —

Ohne Atem zu holen, ohne sich zu besinnen, rasste er in die Ecke, knüpfte die Schlinge, schleppte den Feuerreimer heran, stellte sich herauf . . .

Es reichte! Er war groß genug! Er kam gerade an die Kramme, an der die mächtige Scheibe hing.

Und mit Händen, die in fiebernder Hast nicht schnell genug waren, warf er die Schnur darüber, steckte das lässige, spinnasige Gesicht, das jetzt die Erregung leicht gerötet hatte, durch die Schlinge und horchte.

Nichts . . . nichts! Nur das eigne Herz . . . und das Blut . . .

Aber da . . . das war Modlin, der lange Modlin. Er sprach

. . . man hörte es ganz deutlich. Alle seine Sinne spannten sich. „Suchen . . . suchen“ — das eine Wort kam wieder hoch — er verstand es.

Und wie Lachen und Hohn blühte es in seinen Augen auf — glücklich fast — und mit einer wilden, triumphierenden Bewegung, als stoße er damit die ganze verächtliche Welt von sich, schleuderte er mit einem Fußtritt den Feuerreimer, der ihm Stand und Halt gab, zur Seite . . .

Polternd kullerte er über die rohen Dielen. —

Sie hatten es drunten gehört.

„Ach so,“ sagte die Schneiderfrau und blickte die Treppe hinan — „er steckt wieder auf dem Boden.“ Und mit ihrer harten Stimme: „Philipp — Philipp!“

Auch der lange Modlin starrte mit einem ratlosen, halb verzweifeltsten Gesichte empor. Er hatte gerade wieder gehen wollen — weiter suchen, — so lange suchen, bis er die Ziege gefunden hatte. Denn immer schwerer hatte sich eine dumpfe Last und Scham auf ihn gesenkt, hatte ihm die Kehle geschnürt, daß er an seinem Mittagessen würgte, hatte ihn endlich hierher getrieben in das ärmliche Haus.

Er war ganz fassungslos gewesen, als auch hier niemand von dem Verbleib des Jungen wußte. Bis im letzten Moment neue Hoffnung wach ward.

„Könnt' ich vielleicht mal nachsehen?“ fragte er fast bettelnd und wies nach dem Boden.

Die Schneiderfrau wunderte sich: es kam doch sonst kein Schulkamerad zu ihrem Jungen. Aber sie hatte mehr auf dem Kopf: sie nickte nur. Und hastig, immer drei Stufen auf einmal nehmend, flog der lange Modlin die Treppen empor.

Er sah es sofort, trotzdem es hier oben dämmriger war und nur eine Dackelrute schwaches Licht spendete. Als könnten ihn die Knie nicht mehr tragen, kniete er zusammen. Doch dann, mit erstidtem Laut, flog er auf die hängende, noch von dem Schwunge hin und her pendelnde Gestalt zu, hob sie, als gälte es, sein Liebstes zu retten, machte die Schlinge los, schwang und wiegte wie sinnlos den hageren Körper einen Moment in seinen Armen und legte ihn dann nieder. Er hatte mal gesehen, wie an einem Ertrunkenen Wiederbelebungsversuche gemacht wurden. Und wie ein Verzweifelter griff er nach den knöchigen Armen der Ziege und führte sie rastlos auf und nieder.

Der Schweiß trat ihm auf die Stirn. Er sah nicht, hörte nicht — immer nur die mechanischen Bewegungen . . . auf, ab . . . auf, ab.

Doch plötzlich war es ihm, als ob er Widerstand fände, als ob sich der Junge bewegte, als ob durch einen halben Raderspalt die Augen sichtbar würden.

Eine übermächtige Freude, die ihn fast betäubte, überkam ihn. Er hob den Körper, preßte ihn, schüttelte ihn wild wie einen jungen Hund.

„Majewski! . . . Majewski!“

Und beim dritten Ruf öffneten sich die Augen ganz und starrten verständnislos, als kämen sie aus fremden Banden und konnten sich noch nicht zurechtfinden, in das übergeneigte Gesicht.

Dann erst erkannten sie. Und mit einer Grimasse der Verzweiflung bäumte sich der Schneiderjunge auf, als wolle er sich noch einmal gegen den langen Modlin werfen, ihn noch einmal zur Seite stoßen, ihm noch einmal entfliehen — aber betäubt, kraftlos sank er zurück.

Er konnte nicht . . . es war alles vorbei. Und fast, als wollte er nichts mehr sehen, als wollte er sie nie wieder aufmachen, brückte er die Augen zu . . .

Der lange Modlin machte lange keine Bewegung. Dann strich er mechanisch mit dem Handrücken den kalten Schweiß von der Stirn.

„Majewski!“ Es klang heiser. „Majewski — mach' doch keinen Unsinn!“

Er fand immer nur wieder dasselbe Wort wie auf dem Schulhof: „Mach' doch keinen Unsinn!“

Und hinterher, rasch, sprudelnd, wie in der plötzlichen Angst, es könnte sonst zu spät sein: „Es war doch alles nur 'n Scherz — warum bist Du denn gleich ausgerissen? Du bist immer gleich so . . . so wütend. Ich hab's doch keinem gesagt . . . Du, Majewski, mein Ehrenwort drauf: keinem einzigen! Es war doch überhaupt nichts! Und wenn Du morgen in die Schule kommst, kannst Du ja sagen: Dir ist plötzlich so schlecht geworden, daß Du gleich nach Hause gegangen bist! Und wenn Dich einer schief ansieht — wahrhaft'gen Gott, 'runterhauen tu' ich ihn . . . 'runterhaun!“

Er ballte die harten Fäuste, und als ob sich in dieser Wut gegen die Feinde und Verhöhnner der Ziege all die dumpfe Erregung der letzten Stunden auslöse, wiederholte er immer von neuem, daß er jeden niederschlagen wolle, der sich eine Bemerkung erlaube.

Jäh kam die Erschöpfung über ihn — eine Abspannung, in der er zitterte. Er kniete noch immer — jetzt fühlte er, wie seine Knie schmerzten. Da holte er sich den Feuerreimer heran und setzte sich darauf.

Philipp Majewski lag ganz still. Halb im Traume hörte er den andern sprechen. Das Blut brauste noch immer so seltsam, und er war so merkwürdig erschöpft.

Langsam erst begann er zu verstehen.

Der lange Modlin hatte ihn nicht angezeigt — niemand wußte es — sein Ehrenwort hatte er drauf gegeben — alle andern wollten es runterhauen, die was sagen würden. . . . Er mußte sich erst dran gewöhnen. Es ging ihm schwer ein. Aber in all der Mattigkeit stieg eine leise Wärme in ihm auf. Ein Schauer durchfuhr ihn, und über das Gesicht, das schon wieder blaß und läsig ward, flog ein scheues Erröten.

Die Augen schlug er auch jetzt nicht auf. Nicht um die Welt hätte er das getan. Aber er fühlte, wie etwas auf ihn zukam, was er nie gehabt hatte: eine aus Angst und Scham geborene Liebe, und er lauschte mit bebendem Herzen auf die ungeschickten Worte des langen Modlin, als spräche aus ihnen ein neues Evangelium, das ihn hob, stützte und kräftig machte, es noch einmal mit den andern zu versuchen. . . .

Die Lockspitzel des Direktoriums.

Das ehrsame Gewerbe der Lockspitzelei, dessen augenblicklich beschäftigte Vertreter, die Russen Agew und Harting, dem Parisismus und seinen guten Freunden wieder mal zu einem europäischen Skandal verholten haben, gehört seit langem zu den Hilfsmitteln struppelloser Regierungen. Die deutsche Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts enthält mehr als ein dunkles Blatt, das von dem verbrecherischen Treiben der agent provocateurs und ihrer Hintermänner erzählt. Im neuen Deutschen Reich haben solche Stützen der Gesellschaft bekanntlich schon des öfteren eine Rolle gespielt und berichtigt sind die preussischen Lockspitzeleien der sogenannten Reaktionszeit, als die regierende „Kreuz-Zeitungs“-Elite mit Gott für König und Vaterland die politische Polizei arbeiten ließ, um kommunistische und demokratische Verschwörungen anzuzetteln, womit den Philistern Angst gemacht werden sollte. Im Kölner Kommunistenprozeß kamen die wüsten Pariser Lockspitzeleien der preussischen Regierung ans Tageslicht. Im Labendorschen Prozeß von 1883 entpuppte sich der Angeber, ein ehemaliger Leutnant, namens Genze, als Anstifter der demokratischen Verschwörung. Später hat man den berichtigten Polizeirat Stieber für diese Polizeiverbrechen allein verantwortlich machen wollen. Aber der Berliner Polizeipräsident v. Hindelberg hatte überall seine Hand mit im Spiel und handelte dabei ganz nach den Intentionen der Regierung. König Friedrich Wilhelm IV. in höchst eigener Person war damit einverstanden, daß man sich der Tätigkeit von agent provocateurs bedienen möge. Blegt doch ein Brief von ihm gedruckt vor, worin er den Ministerpräsidenten v. Manteuffel auf den Kriminalpolitisten Stieber aufmerksam macht, der vielleicht eine kostbare Persönlichkeit sei, um dem Publikum das Schauspiel eines aufgedeckten und bestraften Komplotts zu verschaffen. Der Gedanke sei kein lauterer. Diese Erkenntnis hindert den König aber nicht, weiter zu schreiben: „Eilen Sie also mit Stiebers Anstellung und lassen Sie ihn sein Probestück machen“ — was Stieber denn auch redlich oder vielmehr unredlich besorgt hat.

Die französische Geschichte bietet schon zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts Gegenstücke zu diesen preussischen Lockspitzeleien und also auch zu den russischen der Gegenwart. Das war in den Zeiten des Niederganges der französischen Revolution und der ersten Republik, als diese den Charakter einer Bourgeoisrepublik vom reinsten Wasser angenommen hatte und von dem Direktorium regiert wurde, jenem korrupten Jänsfmännerkollegium, das in erster Linie den Interessen des Börsengauernums und des Armeelieferantenmangels dienbar war. Unter den niedrigen Regierungskünstlern dieser gewissenlosen Gesellschaft nun spielte die Lockspitzelei eine große Rolle. Insbesondere war der Polizeiminister Cochon (oder zu deutsch: Schwein) von diabolischer Raffiniertheit in der Verwendung von agent provocateurs. Seinen größten Coup machte er, im Verein mit den gleichgesinnten Freunden im Direktorium, indem er etliche von seinen geheimen Werkzeugen unter die Genossen des berühmten Kommunisten Gracchus Babeuf einschmargte; sie sollten die Patrioten durch Vorspiegelung sicherer Aussichten auf militärischen Beistand und überhaupt durch Provokationen aller Art dahin bringen, daß sie zu direkt revolutionären Schritten, zur Konspiration und zur Vorbereitung eines Putches übergingen, um im gegebenen Augenblick der Regierung in die Finger geliefert zu werden, die sich dann mit einem Schläge der entschiedenen Revolutionäre entledigen könnte. Einen ähnlichen Streich hat Cochon hernach auch gegen die Royalisten geführt und überhaupt durch das ganze Treiben der politischen Polizei das öffentliche Leben Frankreichs dermaßen vergiftet, daß Ernst Moritz Arndt 1799 über seine Pariser Erfahrungen schreibt, es sei dahin gekommen, daß man vor einem lauten und freien Wort erbebe: „Die Menschen der Hauptstadt haben verstummen und gehorchen gelernt, wie unter dem alten Regiment. Ich kannte die offenen und kühnen Franzosen hier gar nicht wieder, wie ich sie zum Teil in den entfernten Departements getroffen hatte. Es ist ein Haufe zitternder Sklaven, der allenthalben von Feitschenbögen und Spionen umgeben, sich immer erst umsieht, ehe er ein leises und schwaches Wortchen zu äußern wagt. Die Kaffeehäuser dieser lebendigen Pariser sind stummer als die in Wien. . . .“ Dies will gewiß viel sagen; konstatiert doch Seume ein paar Jahre später auf seinem Spaziergange nach Syrakus, daß es in den Wiener Cafés aus Furcht vor den Polizeispionen so still sei, wie in der Kirche beim Hochamt.

Arndt braucht aber nicht erheblich übertrieben zu haben, denn gleich den Wiener wimmelten auch die Pariser Cafés von Spitzeln, weil diese Lokale früher Hauptmittelpunkte des politischen Lebens gewesen waren.

Noch im Jahre 1796 finden wir die Cafés von den Revolutionären zu politischen Zwecken benutzt. Die Kommunisten dieser Zeit, die in Babeuf ihren publizistischen Hauptwortführer hatten, hielten, nachdem ihnen ihre bisherige öffentliche Organisation, der Pantheonklub, durch die Regierung geschlossen worden war, ihre Zusammenkünfte in Cafés ab, besonders in dem Café zu den chinesischen Wädem, wo die demokratische Sängerin Sophie Lapiere politische Couplets vortrug. Im weiteren Verlauf des Jahres 1796 werden die Führer der Bewegung für die Gleichheit oder kurzweg der Gleichheit aber zweifelhaft darüber, ob die von Spionen überlaufenen Cafés wirklich noch zu Mittelpunkten revolutionärer Agitation geeignet seien. Wie wenig sie das tatsächlich waren, zeigt das neuerdings urkundlich festgestellte Faktum, daß sogar das Café zu den chinesischen Wädem einen Polizeispitzel zum Wespiger hatte: der Cafétier hat der Regierung regelmäßig Berichte geliefert über alle revolutionären Zusammenkünfte und Besprechungen in seinem Lokal. Wenn die nunmehrigen Führer der Gleichheit, das geheime Direktorium, das an der Spitze der Bewegung stand, davon auch nichts wußte, so empfahl es den Gefinnungsgenossen doch, ihre Zusammenkünfte hinfort lieber in Privatwohnungen abzuhalten. Sie hatten inzwischen in Erfahrung gebracht, daß sich an die Teilnehmer der Bewegung, die nun mehr und mehr den Charakter einer Verschwörung anzunehmen begann, Elemente herandrängten, die weiter nichts suchten, als Gelegenheit zum Spionieren. Soweit sich solche bloß unter die Masse der Kommunisten einschlichen hatten und aufs Höchste beschränkten, hatte dies nicht sonderlich viel zu bedeuten; denn daß von dieser Seite etwas in der Mache war, konnte der Regierung schon wegen der eigenen Publikationen der Gleichheit nicht verborgen bleiben. War doch in einem von Sylvain Maréchal verfaßten und „zum Gebrauch der Vorstädte“ bestimmten Gesang, der gedruckt verbreitet wurde, in einer Strophe direkt gesagt, daß jeder ganz leise für das gemeinsame Glück als guter Bruder konspirieren solle. Viel mehr als die nackte Tatsache, daß etwas im Gange sei, konnten die gewöhnlichen Spitzel auch nicht herausbringen, da die Masse der Patrioten nur mit „Agenten“ in Verbindung kamen, die für die Bewegung agitierten und die Lösung weitergaben, die sie von dem geheimen Direktorium empfingen. Weit bedenklicher war schon, wenn es Lockspitzeln gelang, durch Vermittlung eines der Agenten auf die Entschlüsse des geheimen Direktoriums Einfluß zu gewinnen. Und das ist wenigstens in einem Falle gelungen. Der General Gassier führte sich bei einem Agenten als eifriger Patriot ein, war aber in Wirklichkeit ein Lockspitzel. Er trieb aufs heftigste zu revolutionären Handstreichern an und lieferte militärische Pläne dazu.

Noch gefährlicher war es, wenn es einem Spion gelang, Agent zu werden. Auch das brauchte aber noch nicht verhängnisvoll zu werden, wenn man sich genau an die Richtschnur hielt, die das geheime Direktorium selbst gegeben hatte: daß nämlich die Agenten auch nicht direkt, sondern nur durch eine Mittelsperson mit dem geheimen Direktorium in Beziehung treten und dessen Mitglieder nicht einmal dem Namen nach kennen sollten. Daß man aus Vertrauensseligkeit von diesem Grundsatz abwich, gab dem Judas gewonnenes Spiel, dem es gelang, sich unter die Agenten des Direktoriums Aufnahme zu verschaffen. Es gab Zivil- und Militäragenten, letztere, um unter der bewaffneten Macht von Paris und der Umgegend für die revolutionäre Bewegung Stimmung zu machen. Es fehlte nun noch ein Militäragent für das Militärlager auf der Ebene von Grenelle bei Paris, bis sich im Monat Germinal eine Persönlichkeit fand, die für diesen Posten außerordentlich geeignet schien. Es war der Hauptmann Georges Grisel, der capitaine à la suite im dritten Bataillon der auf der Ebene von Grenelle stationierten 88. Halbbrigade der Linie, vor allem aber Polizeispitzel und als solcher, wie Babeuf später vor Gericht es ausdrückte, „beauftragt war, die Schritte der eifrigsten Republikaner zu erspähen, alle Anstrengungen zu machen, um ihr völliges Vertrauen zu erwerben, sie zu den alleräußersten Bewegungen anzutreiben, sie dann zu denunzieren und den Machthabern an Händen und Füßen gebunden auszuliefern“. Grisel verkehrte im Café zu den chinesischen Wädem und war hier mit zuverlässigen Patrioten bekannt geworden, die seinen revolutionären Eifer für echt hielten und ihn aufs wärmste an Babeufs Freund Dathès empfahlen. Grisel muß es vortrefflich verstanden haben, sich einzuschmeicheln; denn er gewann das Vertrauen Dathès und dadurch des geheimen Direktoriums in kurzer Zeit dermaßen, daß man ihn zum Militäragenten für das Lager von Grenelle ernannte. Ein paar Tage vorher wurde schon ein von Grisel gelieferttes Flugblatt veröffentlicht, das unter den Soldaten agitieren sollte. Buonarrotti hat dieses Nachwerk im Anhang zu seiner Geschichte der Babeufschen Verschwörung abgedruckt. Es läuft dem Inhalte nach auf eine Aufmunterung an die Soldaten zum Meutern hinaus, der Form nach auf eine ungeschickte Nachahmung der Höbertschen Schreibweise und läßt von kommunistischer Gesinnung nichts verspüren. Direkt verdachtverwendend hätten, so sollte man meinen, auf die Revolutionäre ein paar Briefe wirken müssen, die Grisel nachher an das geheime Direktorium schrieb, und die Buonarrotti gleichfalls mitteilt. Darin finden sich nämlich Stellen, die beweisen, daß dem Schreiber kommunistische Gesinnungen völlig

fremd waren. Um die Truppen für die revolutionäre Sache in Bewegung zu setzen, schlägt er vor, sie mit Wein zu traktieren und ihnen eine allgemeine Blinderung in Aussicht zu stellen. Man brauche sich ja nachher nicht an das Versprechen zu binden. Aus diesen Briefen spricht recht deutlich die provokatorische Absicht, die Gleichen auf Glatteis zu locken. Babeuf hat denn auch später an der Hand dieser Dokumenteargetan, daß es vor Grisel der Minister Cochon und der Direktor Carnot gewesen seien, die diese Mittel erdacht hätten, um die eifrigsten Republikaner in schändliche Fallen zu locken. Daß sie nicht Lunte rochen, erklärt Babeuf aus ihrer feurigen Begeisterung für die Herstellung des sozialen Glücks: der heftige Wunsch, zur Herstellung dieses Glücks beizutragen, habe sie geneigt gemacht, jede Mitwirkung dazu zu akzeptieren. Trotzdem muß man sich wundern, daß die Revolutionäre nicht stutzig wurden, wenn Grisel in einem Briefe ganz gemüthlich Geld für den „großen Hebel“ erklärte, um die Soldaten zu gewinnen: er will 45 000 Franc beschaffen, um solche unter das Militär verteilen zu lassen.

(Schluß folgt.)

Kleines feuilleton.

Kunstgewerbe.

Das technische Ornament in den Anfängen menschlicher Kunst. Höchst überraschend, und auch für die moderne Keramik, überhaupt für den Hausratstil, sehr anregend ist eine Feststellung, die Professor Schuchhardt soeben im ersten Heft der neugegründeten „Prähistorischen Zeitschrift“ macht. Er kommt zu dem Ergebnis, daß die Töpferei in unvorstelllichen Zeiten nach Form und Verzierung von zwei verschiedenen Vorbildern ausging; in Nordwestdeutschland von einem bereits vorher gefällig und zweckmäßig entwickelten Korbflechtstil, im Südosten aber, bis nach Aegypten herunter, von den Naturformen des Kürbis und der Gurke! Wenn wir im Museum die „alten Töpfe“ betrachten, die aus der sogenannten Steinzeit Deutschlands stammen, so sehen wir auf ihnen eingeritzte Strichornamente, die sich in scheinbar beliebiger Weise zu waagerechten, senkrechten, schrägen und Zickzacklinien, zu parallelen Kreisen und Ueberkreuzungen usw. zusammenfügen. Die Grundform des Ganzen ist immer die der tiefen Schale, etwa unserer, besonders auf dem Lande so beliebten, Milchschale, einmal mehr bauchig und mit Bodenansatz, dann auch wieder in die Höhe gezogen mit Halsaufsatz. Auch die Henkel zum Anfassen oder Knöpfen und Knubben zum Durchziehen von Tragestricken sind mit Strichornamenten bedeckt. Professor Schuchhardt bringt nun mit vielen überzeugenden Details den Nachweis, daß hier Form wie Zierrat nur der Ersatz in Lehm für die bessere, aber auch kostspieligere Ausführung in Karbelflechterei gewesen ist. Die Japaner flechten noch heute die wunderbarsten Gefäße von deren Schönheit und enormer Preislage man sich in hiesigen Warenhäusern in Kenntnis setzen kann. Die Dichtung des Geflechtes macht keine Schwierigkeiten. Ist das Material nicht fein genug, um für sich allein genügend zu dichten, so läßt sich die Innenfläche in verschiedener Weise ausschmieren oder auch mit Leder belegen. Am einfachsten war gewiß schon in der Vorzeit hierfür der Lehm oder Ton. So wird es gekommen sein, daß der nordeuropäische Mensch bemerkte, man könne die Schale auch aus Ton allein, ohne das Geflecht, machen. Da ist nun mit dieser Entdeckung auch sofort die Surrogatmanier aufgetreten, die wir noch heute jedesmal beobachten, wenn ein neuer Stoff auskommt, dessen eigentümlicher Materialstil sich erst langsam aus der Erfahrung bilden muß. Unsere ersten Papierkapeten täuschten Seide- oder Lederbezug vor, die heutige Zitrusta Holzverkleidung. Als das Gaslicht aufkam, taten die Beleuchtungskörper noch sehr lange, als ob sie Kerzen trügen, und das elektrische Licht wiederum mußte sich eine gute Weile in den starren Formen der Gasrohre und Gasströmen geben. So ging's auch damals. Der vorzeitliche Töpfer in unseren Gegenden ahmte fast slavisch getreu das edlere Korbgeflecht nach und konnte sich wegen der den Stilarten anhaftenden Trägheit nicht von dieser Methode trennen. Wahrscheinlich wollte man aber auch gar nichts anderes haben. Das Dunkel unserer Vorgefichte erhellt sich aber durch diese Konstatierungen um ein bedeutendes Stück, insofern hiermit die Existenz einer um vieles älteren Korbflechtkunst nachgewiesen ist, von der sich natürlich keine Reste erhalten haben. Ganz anders nun verhält es sich mit der südlichen Töpferei in Aegypten, Kreta, Troja, Griechenland. Hier ist das Ornament nicht gewissermaßen zwangsmäßig, sondern nach freiem Spiel von Phantasie und Geschmack auf eine Form gesetzt worden, die sich mit großer Leichtigkeit auf in der Natur wachsende, flaschen- und gefäßförmige Gebilde zurückführen läßt, wie Gurke, weißblühender Kürbis und Straußenei, die alle noch heute in derselben Weise in Afrika Verwendung finden.

Anatomisches.

Das Gewicht des menschlichen Gehirns beträgt im Durchschnitt bei Männern etwa 1375 Gramm, bei Frauen 1250 Gramm, also $2\frac{1}{2}$ bis $2\frac{3}{4}$ Pfund. Wenn man auch im allgemeinen

der Meinung ist, daß die Schwere des Gehirns in direktem Verhältnis zu den geistigen Fähigkeiten des Menschen steht, daß also ein außerordentlich großes und schweres Gehirn von vornherein zu bedeutenden physischen Leistungen disponiere, so gibt es doch eine ganze Reihe von Beispielen, die diese Annahme nicht bestätigen. So haben z. B. so hervorragende Männer wie der Chemiker Justus von Liebig, der Physiologe Döllinger, der Chemiker und Pflanzler Dunsen, der vor wenigen Jahren verstorbene Kunstmaler Menzel Gehirne gehabt, welche nicht einmal das Durchschnittsgewicht von 1375 Gramm erreicht haben. Andererseits haben durchaus unbedeutende Menschen enorm schwere Gehirne besessen, allerdings nur in wenigen Fällen. Jedenfalls scheint es nicht so sehr auf die Größe des Gehirns anzukommen, wenn die Statistik auch lehrt, daß sie von einem gewissen Einfluß ist, als vielmehr auf die feinere Struktur, auf den Bindungsreichtum, auf die feinste chemische Zusammensetzung des Gehirns. Es ist ja auch nicht notwendig, daß eine Turmuhr trotz ihrer erheblichen Größe besser zu gehen braucht als eine Taschenuhr, lehrt ein alter Vergleich. Das innere Gefüge, die Feinheit der Zusammensetzung ist das Maßgebende. Immerhin hat es sich an einer großen Reihe von Untersuchungen bestätigen lassen, daß ein auffallend unter dem Mittelgewicht stehendes, zugleich bindungsarmes Gehirn während des Lebens seinen Inhaber kaum zu bedeutenden geistigen Leistungen befähigt hat; allerdings braucht ein schweres und bindungsreiches Gehirn ebenfalls nicht notwendig während des Lebens hervorragende geistige Leistungen zu zeitigen, da seine Anlagen unentwickelt bleiben können. Im Gegensatz zu den eingangs genannten haben andere bedeutende Männer ein auffallend schweres Gehirn besessen; enorm schwer war das Gehirn des berühmten Pariser Naturforschers und Anatomen George Cuvier, das 1861 Gramm wog, und das des englischen Dichters Lord Byron mit 1807 Gramm. Diese beiden Gehirne sind fast ein Pfund schwerer, als es der Norm entspricht. Auch der Mathematiker Gauß, auch Schiller und Kant, deren Gehirne man aus ihren Schädelumfängen auf annähernd 1800 Gramm berechnet hat, haben ein über den Durchschnitt schweres Gehirn besessen. Ein Gesetz läßt sich hieraus jedoch nicht ableiten; denn wir haben gesehen, daß auch das Gegenteil vorkommt, daß geistig sehr hervorragende Männer wie Dunsen und Liebig, denen die Naturwissenschaft Grundlegendes verdankt, mit Gehirnen versehen waren, die hinsichtlich ihrer Gewichte hinter dem Durchschnitt zurückblieben. Wir können uns eben nicht verhehlen, daß zurzeit unsere Kenntnisse über den feineren Bau des Gehirns noch zu lückenhaft sind, als daß wir über diese Fragen heute schon Aufschluß zu geben vermöchten. Hinsichtlich der Gehirnmaterie lassen uns auch die feinsten unserer gegenwärtigen mikroskopischen Färbungs- und Untersuchungsmethoden im Stich. Es gibt sogar eine ganze Reihe von Gehirnanomalien, bei denen es noch nicht gelungen ist, die anatomischen Veränderungen in der Gehirnschubstanz festzustellen. Unendlich viel komplizierter aber wird es sein, die geistigen Differenzen der einzelnen Individuen auf eine jeweils andersartige Struktur der feineren Hirnschubstanz zurückzuführen. Hier liegt noch alle Erkenntnis im Schoße der Zukunft.

Technisches.

Das größte Schienenwalzwerk der Erde. Im Jahre 1895 ist in Amerika zum erstenmal elektrische Antriebskraft zum Betriebe der Walzenstraße eines Hüttenwerkes verwandt worden. Es war die Illinois-Stahlgesellschaft, die damals versuchte, mit dem Elektromotor zu arbeiten. Den amerikanischen Hüttenwerken lag aber nicht viel an Sparsamkeit im Kohlenverbrauch, und daher war jenes Beispiel nur in vereinzelten Fällen nachgeahmt worden. So kam es, daß in Deutschland unvergleichlich mehr Pferdestärken aus elektrischer Quelle in Hüttenwerken im Betriebe waren als in Amerika. In jüngster Zeit ist nun dort eine Anlage zum Hüttenbetrieb geschaffen worden, deren Großartigkeit alles bisher Gefamnte weit in Schatten stellt und das heute in seiner Art einzig dasteht. Das Werk ist mit Rücksicht auf billige Verfrachtung von Erz und Kohle an der Südküste des Michigansees angelegt worden, an dessen Nordwestküste reiche Eisenerzlager ausgebaut werden. Das Hauptzeugnis sind Eisenbahnschienen für den „Fernen Westen“. Wie der „Elektrische Anzeiger“ mitteilt, werden durch Verwertung der Hochofengase 14 Gasmotoren von je etwa 4000 Pferdestärken betrieben, die 22 000 Pferdestärken Gleichstrom und 27 000 Pferdestärken Drehstrom erzeugen. Diese Elektrizitätsmenge soll bei vollständiger Durchführung der geplanten Anlage verdoppelt werden. Sie wird größtenteils im Schienenwalzwerk verbraucht, das in vierundzwanzig Stunden 4000 Tonnen Schienen erzeugt, die aneinandergereiht etwa 100 Kilometer lang sind. Das Walzwerk arbeitet mit hochgespanntem Drehstrom, der mit 6600 Volt zirkuliert und ohne Umformung zur Verwendung gelangt. Die Walzenstrahlen verfügen zu ihrem Antrieb über 24 000 Pferdestärken, die bis auf 36 000 erhöht werden können. Die Eigenart des Betriebes erfordert eine besonders starke Konstruktion der Motoren. Das Gewicht jeder dieser Maschinen beträgt 390 000 Kilogramm. Besondere Rücksicht war auf die bei jedem Walzbetrieb nötigen Schwunghmassen zu nehmen, die bei diesen Motoren durch Anhängen von Gussstricken verändert werden können.